

editorial

Ungleichheit, Prekarität und Eigensinn

Arbeit und Geschlecht von der Frühen Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert

Seit Jahrzehnten kämpfen Feminist*innen gegen Geschlechterungleichheit und -diskriminierung in Arbeit, Beschäftigung und sozialstaatlichen Sicherungssystemen an. Zwar unterscheiden sich die Voraussetzungen und Bedingungen in den europäischen Staaten u.a. aufgrund der unterschiedlichen politischen Prägung der Sozialstaaten. Insgesamt werden Frauen aber nach wie vor gegenüber Männern in ihren Erwerbsarbeitsverhältnissen benachteiligt. So sind die arbeitsbezogenen Ansprüche, die Frauen an den Staat geltend machen können, insgesamt geringer als jene von Männern und Frauen sind häufiger von Armut betroffen. Dazu trägt bei, dass viele ihrer Tätigkeiten im Haushalt oder in so genannten haushaltsnahen Bereichen, für Angehörige oder im Ehrenamt bis heute kaum als Arbeit anerkannt werden. Im Erwerbsbereich werden Frauen insgesamt schlechter entlohnt und sie finden sich häufiger in informellen, unsicheren Beschäftigungen und Teilzeitarbeitsverhältnissen wieder.

Die Auseinandersetzung damit, wie Arbeit von hierarchischen Geschlechterverhältnissen durchzogen ist, hat in der feministischen Forschung eine lange Tradition. Frauenforscherinnen* untersuchten die vielfältigen Tätigkeiten von Frauen und machten ihre Beiträge zum gesellschaftlichen Erhalt und Zusammenhalt sichtbar.¹ Sie analysierten Diskriminierungen und legten dar, wie sich Lebensumstände von Frauen beispielsweise qua ihrer ‚ethnischen‘ oder sozialen Hintergründe unter-

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2022-33-3-1>



Jessica Richter, Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, Kulturbezirk 4, 3109 St. Pölten, jessica.richter@ruralhistory.at

Tim Rütten, Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Reichsratsstraße 17, 1010 Wien, ruetten@ifk.ac.at

1 Vgl. u.a. Gisela Bock/Barbara Duden, Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin ²1977, 118–199; Barbara Duden, Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Ein Rückblick, in: Olympe 30 (2009), 16–26.

schieden. Die Geschlechtergeschichte begreift Geschlecht als wesentliche Analyse- und Strukturkategorie.² Sie erforscht, wie Männer und Frauen in unterschiedlichen historischen Kontexten zueinander in ein hierarchisches Verhältnis gesetzt wurden (Ungleichheit), wie Geschlecht in Institutionen eingelassen war oder wie Geschlechterordnungen Tätigkeiten, Handlungs- und Einflussmöglichkeiten, Selbstverortungen etc. strukturierten, veränderten, begrenzten.³

„Arbeit“ ist aber so wandelbar wie die Verhältnisse sozialer Herrschaft, die konstitutiv mit ihr verbunden sind. Sie ist keine anthropologische Konstante und dies gilt genauso wenig für die Begriffe, Diskurse und Praktiken von Arbeit, die sich in einem historischen Kontext gegen andere durchsetzten. Während des Mittelalters und teils noch in theologischen Diskursen der Frühen Neuzeit war die biblisch tradierte Auffassung der Arbeit als Mühsal⁴ tonangebend, die sich in anderer Weise bereits bei Platon und Aristoteles als Verachtung körperlicher Arbeiten findet.⁵ Nach 1500 änderte sich diese Auffassung, als lutherische Theologen eine Hochschätzung der Arbeit popularisierten. Spätestens um 1800 hielt diese auch in katholische Kreise Einzug;⁶ sie differenzierte aber zwischen körperlicher und geistiger Arbeit ebenso wie zwischen jener von Männern und Frauen.⁷ Letztere wurden, oft mit Verweis auf Evas biblische Verführung durch die Schlange, als schwach und leicht beeinflussbar durch den Teufel imaginiert. Stete Arbeit sollte sie gegen Sündiges wappnen.⁸ Frühneuzeitliche Theologen, Humanisten und Schriftsteller riefen zur Disziplinierung von Frauen gerade in Arbeitskontexten auf (siehe Tim Rütten in diesem Band).

Zudem intensivierte sich ab 1700 die Idee, dass der Hausvater als alleiniger Wirtschaftender begriffen werden sollte.⁹ Noch um 1500 hatte man die Tätigkeiten von Männern und Frauen zumindest als annähernd gleichwertig aufgefasst; Frauen

2 Ursula Beer, *Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung*, Frankfurt am Main/New York 1984.

3 Vgl. u.a. Ingrid Bauer, *Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Geschlechter-sensible Geschichtswissenschaft*, in: Dies./Julia Neissl (Hg.), *Gender Studies. Denksachen und Perspektiven der Geschlechterforschung*, Innsbruck u.a. 2002, 35–52, 43–47; Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp, *Feministische Theorien zur Einführung*, Hamburg '2000, 36f.

4 Vgl. u.a. 1. Mose 3, 17–19; Prediger 3, 9f.

5 Manfred Brocker, *Von der Verachtung der Arbeit in der Antike zur Produktionseuphorie der Moderne – Aspekte eines Wertewandels*, in: *Zeitschrift für Politik* 45/2 (1998), 135–158.

6 Peter Hersche, *Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter I & II*, Freiburg i. Br. 2006.

7 Vgl. etwa Paul Münch, *Arbeit und Fleiß in der Frühen Neuzeit*, in: Sabine Reh/Norbert Ricken (Hg.), *Leistung als Paradigma. Zur Entstehung und Transformation eines pädagogischen Konzepts*, Wiesbaden 2018, 63–111, 90f.

8 Münch, *Arbeit*, 2018, 91.

9 Birger P. Priddat/Christoph Meineke, *Ökonomie*, in: Robert Theis/Alexander Aichele (Hg.), *Handbuch Christian Wolff*, Wiesbaden 2018, 291–313, 296.

waren in vielfältigen Bereichen aktiv gewesen.¹⁰ ‚Weiblichkeit‘ wurde analog ab dem späten 17. Jahrhundert auf das Häusliche festgelegt. Was später unter Hausarbeit verstanden wurde, bildete sich zunächst in städtisch-bürgerlichen Kreisen heraus: Die Schaffung eines gemütlichen Heimes in idyllischer Privatheit, ein hygienischer Schutzraum vor der als harsch vorgestellten Außenwelt von Wirtschaft und Politik, in welchem Kindererziehung und familiäres Glück ihren Platz haben sollten. Je weiter sich diese Vorstellungen ideell und im 19. Jahrhundert auch zunehmend praktisch in der Bevölkerung durchsetzten, desto mehr wurde die Hausarbeit „als Erscheinungsform von Liebe definiert, gegenüber der außerhäuslichen, Gehalt einbringenden Arbeit des Mannes.“¹¹ Arbeits- und Geschlechterordnung gingen eine enge Verbindung ein und, wie schon Karin Hausen in ihrem berühmten Aufsatz *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“* festgehalten hat,¹² eine binär geordnete, nach vorgestellten natürlichen, geschlechtlichen Eigenschaften segregierte Arbeitswelt entstand. Diese war aufgeteilt in einen ‚produktiven‘, öffentlichen und männlich konnotierten Bereich und in die ‚unproduktive‘ private Sphäre, die Frauen zugewiesen war.

Freilich verallgemeinerte sich die Familienernährer-Hausfrauenehe nie ganz – auch zur Zeit ihrer stärksten Verbreitung in den 1950er- und 1960er Jahren war das Modell keineswegs für alle erstrebenswert. Insbesondere für ärmere Frauen blieb es aufgrund der Notwendigkeit zum Einkommenserwerb schlicht utopisch. Behörden und staatlichen Einrichtungen, bürgerlichen und christlichen Kreisen war dies bewusst. Erwerbsabhängigen Frauen legten sie daher solche Tätigkeiten nahe, die den angeblichen ‚weiblichen Eigenschaften‘ entsprachen. So galt der häusliche Dienst ungeachtet der sozialen Unterschiede zwischen Dienstpersonal und -herrschaft als Vorbereitung auf eine eigene Hauswirtschaft. Die Heimarbeit im eigenen Haushalt (Matthias Ruoss) erlaubte ihrem Anschein nach eine Verbindung von Haushalt, Mutterschaft und Erwerb, war aber (ähnlich wie der Dienst) von äußerst prekären Einkommensverhältnissen und Überarbeit geprägt.

Zwar erlangten Frauen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert Zugang zu unterschiedlichsten entlohnten Beschäftigungen, aber „gemäß der eng auf die Familienordnung ausgerichteten Geschlechterordnung gehörte es [...] zum gesellschaftspolitischen Programm, Frauen möglichst keine attraktive Alter-

10 Natalie Zemon Davis, *Frauen im Handwerk. Zur weiblichen Arbeitswelt im Lyon des 16. Jahrhunderts*, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn*, Frankfurt am Main 1990, 43–74; Silvia Federici, *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*, Wien 2012, 37f.

11 Bock/Duden, *Arbeit*, 1977, 151.

12 Karin Hausen, *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“*. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, 363–393.

native zur primären Familienzuständigkeit zu eröffnen.“¹³ Den Zugang zu höherer Bildung und beruflicher Ausbildung sowie Rechte und Möglichkeiten zu politischer Teilhabe und beruflicher Organisation erkämpften sich Frauen erst nach und nach. Während das Ehe- und Familienrecht den männlichen Haushaltsvorständen weitreichende Kontrollmöglichkeiten über ihren Erwerb und ihr Einkommen einräumte, wurden Frauen hinsichtlich neu errungener sozialer Rechte und Ansprüche der entstehenden Sozialstaaten benachteiligt und nahmen in den Betrieben meist untergeordnete, offiziell niedrig qualifizierte Positionen ein.¹⁴ Jene Arbeit, die sich zur selben Zeit gegen andere Erwerbsmöglichkeiten durchsetzte und die einige Forscher*innen als etwas so fundamental Neues betrachten, dass sie von einer „Erfindung“¹⁵ oder „Erzeugung“¹⁶ von Arbeit sprechen, blieb vor allem Männern vorbehalten. Der männliche Facharbeiter konnte von ihren Gratifikationen profitieren: Von gelernter, formalisierter, idealerweise kontinuierlicher beruflicher Erwerbsarbeit, die Ansprüche an die neu entstehenden Sozialstaaten begründete, prestigeträchtig war und ein Fortkommen sowie ein ausreichendes Einkommen erlaubte.¹⁷ Frauen waren davon oft ganz oder teilweise ausgenommen. Dieser Ausschluss war für Berufsverbände funktional, um das Prestige des Berufs und die Vorherrschaft der Männer abzusichern (Anna Horstmann).

Geschlechterdifferenz und -hierarchie wurden in der bürgerlichen Gesellschaft „zu einem konstitutiven Strukturelement“. Dies „lässt sich nicht allein aus Diskursen erklären. Auch im Normensystem und in der sozialen Praxis musste die Geschlechterdifferenz immer wieder neu hergestellt und bestätigt werden“.¹⁸ Der vorliegende Band stellt sich in die Fußstapfen bestehender frauen- und geschlechterhistorischer Forschungen und fragt nach den vielfältigen Wechselbezügen von Arbeit und Geschlecht: Wie wurden Geschlechterhierarchien in Arbeitskontexten hergestellt und ausgestaltet? In welchem Verhältnis standen die Tätigkeiten von Frauen und Männern zu durchgesetzten Vorstellungen und Praktiken von Arbeit und

13 Karin Hausen, Arbeit und Geschlecht, in: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hg.), Geschichte und Zukunft der Arbeit, Frankfurt am Main/New York 2000, 343–361, 350.

14 Ebd.; für Österreich: Käthe Leichter, Frauenarbeit und Arbeiterinnenschutz, Wien 1927, insbes. 35–38.

15 Sebastian Conrad/Elisio Macamo/Bénédicte Zimmermann, Die Kodifizierung der Arbeit: Individuum, Gesellschaft, Nation, in: Kocka/Offe (Hg.), Geschichte, 2000, 449–475, 450f.

16 Sigrid Wadauer (Hg.), Die Erzeugung von Arbeit. Variationen, Unterschiede und Hierarchien von Erwerb und Unterhalt, Berlin/Boston 2023.

17 Sigrid Wadauer, Immer nur Arbeit? Überlegungen zur Historisierung von Arbeit und Lebensunterhalten, in: Jörn Leonhard/Willibald Steinmetz (Hg.), Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven, Köln/Weimar/Wien 2016, 226–246, 234f.

18 Claudia Ulbrich, Geschlechterrollen, in: Andrea Griesebner/Annekathrin Helbig/Michaela Hohkamp/Gabriele Jancke/Claudia Jarzebowski/Sebastian Kühn (Hg.), Verflochtene Geschichte(n). Ausgewählte Aufsätze zu Geschlecht, Macht und Religion in der Frühen Neuzeit, Wien u.a. 2014, 151–167, 159.

geschlechtsspezifischen Aufgabenbereichen? Wie stützten, unterliefen oder protestierten Arbeitende gegen die herrschende Arbeits- und Geschlechterordnung?

Die Beiträge spannen einen Bogen vom ausgehenden Mittelalter bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie umfassen den deutschsprachigen Raum; die transregional angelegte Studie von Dagmar Wernitznig geht darüber hinaus. Die Autor*innen behandeln die immer wieder neu hergestellten Statusunterschiede zwischen Männern und Frauen und untersuchen Verschränkungen mit anderen Differenz- und Ungleichheitskategorien,¹⁹ insbesondere mit Stand/Klasse. So können sich überkreuzende Wirkmächtigkeiten von Stand und Geschlecht, aber auch Verwandtschaft, an frühneuzeitlichen Höfen an den Vergütungen adeliger und nicht-adeliger Frauen abgelesen werden, wie Michael Pözl erläutert. In der deutschen chemischen Industrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts hingegen war es für Männer eine Klassenfrage, ob sie eine Position als Laborhilfskraft oder akademisch ausgebildetem Chemiker erreichen konnten – während eine lediglich untergeordnete Beschäftigung nur für bürgerliche Frauen in Frage kam (Horstmann).

Die Autor*innen widmen sich Handlungsmöglichkeiten, Widerstand und Eigensinn von meist weiblichen Arbeitenden. Sie erzählen von organisierten Protestierenden im Bereich der Tabakproduktion und -konsumption (Wernitznig) oder den Versuchen sozialistischer Journalistinnen/Schriftstellerinnen, Arbeiterinnen für Arbeitskampf und Bewegung zu mobilisieren (Stephanie Marx). Frauen mussten sich den Zugang zu beruflichen Karrieren erst erkämpfen, wie dies (unter Rückgriff auf etablierte Geschlechtervorstellungen) auch bei der Errichtung der Weiblichen Kriminalpolizei in der Weimarer Republik der Fall war. Verena Meier zeichnet anhand der Fälle jugendlicher Rom*nja und Sinti*ze im Nationalsozialismus aber nach, wie Polizistinnen dieser Abteilungen die NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik umsetzten.

Manche Frauen besetzten erfolgreich Zwischenräume, um sich in einer männlich dominierten Arbeitswelt ein Auskommen und eigenständige Wirkungsräume zu schaffen. Julia Jarrett weist dies anhand der „hidden history“ der Künstlerin Gertrude Fröhlich nach, die ihres Werkes und Einflusses auf die Kunstszene zum Trotz bis heute unbekannt geblieben ist. Viele der hier in den Mittelpunkt gestellten Frauen stammten aus ärmeren Verhältnissen bzw. der Arbeiter*innenschicht und nahmen im Beschäftigungssystem eine untergeordnete Position ein. Sie lebten vielfach unter äußerst prekären Umständen, ob als Dienstmagd im frühneuzeitlichen Haus-

19 Vgl. zur Debatte um Intersektionalität und die Auswahl von Kategorien Heike Mauer, Intersektionalität operationalisieren! Theoretische und methodische Überlegungen für die Analyse des Prostitutionsdiskurses in Luxemburg um 1900, in: Veronika Helfert/Jessica Richter/Brigitte Semanek/Alexia Bumbaris/Karolina Sigmund (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte un/diszipliniert? Aktuelle Beiträge aus der jungen Forschung, Innsbruck/Wien/Bozen 2016, 119–142.

halt (Rütten) oder als ‚namenlose‘ Arbeiterin im Roman Maria Leitners von 1932, die mit stetig wechselnden, unsicheren Beschäftigungen und obendrein dem disziplinierenden Zugriff der Fürsorge konfrontiert ist (Marx). Prekäre Abhängigkeiten produzierte auch die Nähmaschinenfirma Singer Ende des 19. Jahrhunderts, die Frauen Nähmaschinen auf Kredit verkaufte (Ruoss). Den betreffenden Heimarbeiterinnen ermöglichte dies aber ein eigenständiges, dringend benötigtes Einkommen. Prekarität und ein geringes Prestige der Tätigkeiten gingen vielfach Hand in Hand; die Bewertung bestimmter Arbeiten in Relation zu anderen unterschied sich aber zwischen Kronländern, wie der Vergleich der Tabakfabriksarbeit in Klagenfurt und dem späteren slowenischen Raum ab dem späten 19. Jahrhundert (Wernitznig) verdeutlicht.

Die Beiträge zeigen, wie sehr Ungleichheit und Prekarität, Herrschaft und Eigensinn miteinander verbunden sind. Sie werfen neue Schlaglichter auf „alte Fragen“ der Frauen- und Geschlechtergeschichte, die nichts an Aktualität eingebüßt haben.

Jessica Richter und Tim Rütten